

Ralf Klein SJ

Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast

WIE IN VIELEN anderen Fällen auch geschah mein Coming-out in mehreren Stufen: dem Eingeständnis mir selbst gegenüber, dem Offenlegen gegenüber guten Freunden und schließlich dem Offenlegen gegenüber einer größeren Öffentlichkeit. In diesem Beitrag möchte ich nicht nur reflektieren, wie dieser Prozess von der Spiritualität des Jesuitenordens, dem ich angehöre, begleitet war, sondern auch wie mein Coming-out zu einem stärkeren existentiellen Verständnis eines zentralen Aspekts unserer Spiritualität führte.

Während meiner Teenager-Zeit in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre lebte ich in Wiesbaden. Von der Prüderie der fünfziger und der frühen sechziger war nichts mehr zu spüren. Wenn ich mich z.B. an die Predigten in unserer Gemeinde erinnere oder unsere Messdienergruppe, dann war da nichts von der Fixierung auf das sechste Gebot, die wohl zehn oder fünfzehn Jahre vorher noch als typisch katholisch galt. Es gab aber zwei Dinge, die mich doch versuchen ließen, meine sexuelle Orientierung wegzudrängen. Zum einen war das gesamtgesellschaftliche Klima gegenüber Homosexuellen noch sehr repressiv, was sich auch in Witzen ausdrückte, die wir z.B. in unserer Klasse über Schwule rissen. Zum anderen hatte ich gute Kontakte zu evangelikalen Christen, die mich sehr geprägt haben. Zu diesem Erbe gehört nicht nur das intensive Studium der Bibel, wofür ich bis heute dankbar bin, sondern auch die kategorische Ablehnung der Homosexualität. So wollte ich nicht sein, was in der Gesellschaft verachtet und von Gott offenbar abgelehnt wurde. Der Wunsch, Priester zu werden, war sicherlich auch der Versuch, der anstehenden Auseinandersetzung auszuweichen.

Wie alle Seminaristen meines Heimatbistums studierte ich an der Hochschule St. Georgen in Frankfurt/Main und kam so mit den Jesuiten in Berührung. Einem der Patres dort bin ich sehr dankbar, dass er in einer entschiedenen, aber sehr hilfreichen Art einiges Festgefahrene bei mir in Frage stellte, das so im Laufe der Zeit aufbrechen konnte. In St. Georgen lernte ich auch die Exerzitien, die vom Ordensgründer Ignatius von Loyola gestalteten

Geistlichen Übungen, kennen. Besonders bereichernd war für mich, dass die Exerzitien vom Vertrauen in die Großzügigkeit Gottes ausgehen, eine Großzügigkeit, die sich nicht nur in der Erlösung, sondern auch in der Schöpfung zeigt.

Durch dieses Vertrauen in die Großzügigkeit Gottes konnte ich im Laufe der Zeit meine sexuelle Orientierung zunächst akzeptieren und dann später auch als Geschenk Gottes annehmen. Für mich ist meine Homosexualität kein Grund, mit Gott zu hadern, sondern ihm dafür aufrichtig zu danken. Das schließt für mich aus, sie als etwas zu betrachten, das in sich nicht in Ordnung ist. Zu dieser Einstellung verhalf mir ein zweites Element unserer Ordensspiritualität: das Vertrauen in den Kommunikationswillen Gottes. Die Exerzitien fußen auf der Überzeugung, dass Gott mit jedem Menschen Gemeinschaft haben will, so dass im Gebet eine wirkliche Kommunikation zwischen Gott und dem Individuum stattfindet. Die für die Jesuiten typische Unterscheidung der Geister ist nicht einfach das Ergebnis einer vernünftigen Erwägung des Für und Wider, sondern bedarf der Bestätigung durch das Gebet. Erst wenn ich etwas in Ruhe vor Gott tragen kann und diese Ruhe anhält, kann ich davon ausgehen, dass meine Erwägungen auch dem Willen Gottes entsprechen. Dass ich im Gebet Gott ruhig für meine sexuelle Orientierung danken konnte und kann, ist für mich die Bestätigung, dass Gott sie mir nicht als Prüfung, sondern als großzügiges Geschenk gegeben hat. In Zeiten der Verliebtheit kann ich so Gott erst einmal für dieses Geschenk danken, bevor ich ihn bitte, mir zu helfen, in Treue zu meinen Gelübden und im Respekt vor dem mir als Seelsorger geschenkten Vertrauen zu handeln.

Ich war etwa dreißig, als ich meine Homosexualität akzeptieren konnte. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis ich anfang, mit guten Freunden darüber zu sprechen. Ich traute mich nicht, dieses Thema anzusprechen, weil ich Angst vor der Reaktion der anderen hatte. Für mich war dieser Zustand akzeptabel, weil ich auch keinen Grund sah, mit anderen darüber zu sprechen.

Diese Position bekam aber Risse. Ein Schüler unserer Schule hatte sein Coming-out, und ich fragte mich, bis zu welchem Punkt ich bereit wäre, ihn zu verteidigen, wenn er deswegen Schwierigkeiten bekäme (wozu es, Gott sei Dank, nie kam). Der Bischof von Fulda äußerte öffentlich 1996, dass er keine Homosexuellen zu Priestern weihen würde, weil bei denen früher oder später der Staatsanwalt eingreifen müsse; nur einer seiner Amtsbrüder widersprach ihm öffentlich, während alle anderen Bischöfe gegen ihre Fürsorgepflicht verstießen und die Priester, die ihnen Gehorsam versprochen hatten, nicht öffentlich gegen diese Verleumdung in Schutz nahmen. Ein Mitbruder meiner Kommunität ging sehr offen mit seiner Homosexualität um. Ich selbst erlebte manches offene Gespräch als anstrengenden Eiertanz, solange ich nicht bereit war, die Karten offen auf den Tisch zu legen.

Ein einschneidendes Ereignis war dann vor drei Jahren die Auseinandersetzung mit einem Textentwurf für das Pastoralforum im Erzbistum Berlin. Dieser Entwurf war nicht homophob, er war einfach nur schräg, unglücklich formuliert. Nachdem ich mir darüber klar geworden war, was mich an diesem Passus stört, schrieb ich einen Brief an den Vorsitzenden der Kommission und sagte ihm, was man als Schwuler daran beanstanden könne. Doch ich war selber unzufrieden, ohne sagen zu können warum. So begann ich abends zu lesen und stieß dabei auf die Erfahrungsberichte zweier schwuler Schüler unserer Schule, in denen sie auch von ihrer Einsamkeit berichteten, die zunächst einmal mit dem Bewusstwerden ihrer sexuellen Orientierung verbunden war. Diese Berichte waren für mich sehr aufwühlend, weil ich in den Schilderungen ihrer Einsamkeit meiner eigenen Einsamkeit wieder begegnete, aber auch weil mir bewusst wurde, dass ich durch mein eigenes Schweigen selber zum Werkzeug dieser Einsamkeit wurde. Am nächsten Morgen schrieb ich meinen Brief so um, dass ich ihm nun sagte, was mich als Schwulen an dieser Passage störte. Die Nacht davor, das war meine Nacht der Bekehrung.

In dieser Nacht kam für mich ein spiritueller Aspekt hinzu, dessen Bedeutung ich erst im Laufe der Zeit erkannte. Ich spürte, dass ich vor einem öffentlichen Coming-out zurückschreckte, weil ich die Diskriminierung fürchtete. Solange ich mich als Schwuler nur für die homosexuellen Frauen und Männer einsetze, ohne zu sagen, dass ich dazu gehöre, umgebe ich mich nicht nur mit dem falschen Schein des selbstlosen Einsatzes für andere, sondern ich halte mir auch eine Rückzugsmöglichkeit offen, die ich seit dem Moment des Coming-outs nicht mehr habe. Damit werde ich angreifbar, und davor hatte ich Angst. Ich spürte in dieser Nacht, dass mein Coming-out nicht nur einfach ein Schritt der Ehrlichkeit war, sondern dass ich damit auch Jesus näher kommen würde, weil er bei den Opfern, den Entrechteten und an den Rand Gedrängten zu finden ist. Indem ich dazu stehe, zu den Opfern zu gehören, komme ich Jesus näher.

Damit hatte sich der Umgang mit meiner sexuellen Orientierung von einer Schöpfungskategorie hin zu einer Nachfolgekategorie verschoben. Ein Aspekt meiner sexuellen Orientierung besteht in der Berufung, mich für die Rechte der Menschen, zu denen auch ich gehöre, einzusetzen und so am Aufbau des Reiches Gottes mitzuwirken. Damit war meine Homosexualität in meiner Christusbeziehung angekommen, was sich auch auf das Gebetsleben auswirkt. Diese Erfahrung einer vertieften Nachfolge durch mein Coming-out ist für mich eine starke Anfrage an das Schweigegebot, wie es z.B. das Arbeitspapier der Deutschen Bischofskonferenz über Homosexuelle im Geistlichen Amt vorsieht. Geheime Nachfolge ist auf Dauer nicht möglich. Das kategorische Schweigegebot verhindert damit, dass die sexuelle Orientierung homosexueller Ordensleute und Kleriker als Nachfolge- und Berufungskategorie verstanden werden kann, und ist in diesem Sinne ungeistlich.

Indem ich anfang, meine sexuelle Orientierung spirituell zu verorten, konnte ich auch zunehmend verstehen, warum es z.B. Frauen wichtig ist, ihre Situation gleichermaßen zu reflektieren.

Mein Coming-out beschränkte sich nicht auf den Brief. Wenige Wochen später leitete ich auf der Vollversammlung des Pastoralforums meine Stellungnahme zu dem Passus über Homosexualität mit der Aussage ein, dass ich selber schwul bin. Über die Möglichkeit dieses Schrittes hatte ich vorab meine Kommunität und meinen Provinzial informiert. Dies zu tun war für mich eine Frage der Fairness. Der Provinzial machte keine Einwände, aus der Kommunität bekam ich eine klare Unterstützung und die Reaktion auf dem Pastoralforum war ausgesprochen positiv. Auf der anderen Seite habe ich nur wenige negative Reaktionen erfahren müssen.

Nach meinem Coming-out kamen aber auch von Mitbrüdern Nichtverstehen und Anfragen zu meiner Position. Nichtverstanden wurde, dass es mir wichtig ist, als Schwuler nicht nur für andere, sondern auch für mich selbst einzutreten. In unserem Orden ist ein zentraler Aspekt der Einsatz für die Gerechtigkeit, der ausdrücklich »die Solidarität mit jenen, die in schwierigen Umständen und in einer Situation der kollektiven Unterdrückung leben«¹ miteinschließt. Diese Solidarität beschränkt sich nicht auf äußere Hilfeleistung, sondern sieht ausdrücklich vor, das Leben der an den Rand Gedrängten zu teilen und von ihnen zu lernen. Aber sie wird immer als eine Solidarität des Hinzutretens beschrieben. Als Schwuler ist aber mein Ausgangspunkt ein anderer. Ich kann hier nicht hinzutreten, um solidarisch zu sein, sondern ich muss anerkennen, dass ich schon in der Situation der anderen Schwulen und Lesben bin. Hier vermissem ich in der Spiritualität meines Ordens den Aspekt, selber Opfer von Diskriminierung zu sein. Auf der anderen Seite weckt bei mir das mir gegenüber artikulierte Nichtverstehen die Rückfrage, inwieweit sich hier die Weigerung artikuliert, Homosexuelle als zum Orden dazugehörend zu begreifen. Es ist ja schon ein gängiges Muster in der Kirche, über Homosexualität so zu sprechen, als ob die betroffenen Menschen nicht dazugehörten.

Ein Mitbruder problematisierte meine Redeweise, mich als Opfer zu begreifen. Er vermutete dahinter eine Haltung, die sich mit dem Klagen zufrieden gibt und nicht zum Handeln kommt. Auch wenn ich damals diesem Mitbruder erwidert habe, dass ich umgekehrt die Frage an ihn habe, ob nicht sein Einwand einer Machbarkeitsideologie entspringt, und heute noch schärfer fragen würde, ob dahinter nicht auch die Ideologie steht, der Mann müsse immer alles im Griff haben und oben auf sein, hat mich diese Anfrage doch zu einer weiteren Reflexion veranlasst.

1 32. Generalkongregation (1974/75), Dekret »Unsere Sendung heute«, Nr. 47 (96).

Zunächst einmal gilt: sich selbst als Opfer von Ungerechtigkeit zu begreifen ist die Voraussetzung dafür, den Exodus ins Auge zu fassen und zu wagen, anstatt sich von den Fleischtöpfen Ägyptens weiter einlullen zu lassen. Einer dieser Fleischtöpfe ist die Versuchung zu sagen, ich bin nicht so wie die anderen Schwulen und Lesben, und wenn ich mich schön brav verhalte, indem ich z.B. als Ordensmann über meine sexuelle Orientierung schweige und vielleicht auch die Position des kirchlichen Lehramtes in dieser Frage vertrete, dann trifft mich auch die Diskriminierung nicht. Damit werde ich zu einem Vorarbeiter im Arbeitslager. Eine andere Versuchung besteht darin, Leute, die mein Schicksal teilen, für meine Diskriminierung verantwortlich zu machen. »Wir könnten doch viel mehr für die Homosexuellen erreichen, wenn nicht diese Szeneleute so provokant und promisk auftreten würden.« Oder ich sage: »Diese Forderung ist an und für sich berechtigt, aber das können wir den Leuten, den Gemeinden heute noch nicht zumuten.« In all diesen Fällen gibt man sich der Illusion hin, es existiere eine Möglichkeit, sich durch Anpassung der Diskriminierung zu entziehen. In all diesen Fällen glaubt man, es selbst in der Hand zu haben, nicht Opfer zu sein, und dieser Irrtum ist mit dem hohen Preis der Entsolidarisierung erkauft.

Mich selbst als Opfer zu begreifen hieß für mich als Schwuler, die Solidarität zu allen anderen Schwulen und Lesben finden. Es hieß und heißt auch, unsere Situation der Diskriminierung als Klage vor Gott zu bringen. Aber damit hört es nicht auf. Ich erfahre den Vater als den, der die Tränen trocknet und der zu mir sagt: »Du bist mein geliebtes Kind, so wie ich dich erschaffen habe.« Der Sohn lädt mich ein, bei ihm zu sein, wenn er die Frohe Botschaft vom Reich Gottes des geschwisterlichen Zusammenlebens aller Menschen verkündet, und er lädt mich ein, dabei mitzumachen. Der Geist schließlich ermutigt mich, mehr auf Gottes Stimme als auf das Reden der Menschen zu hören und im Vertrauen auf Gottes Verheißung mich für Sein Reich einzusetzen. Er ermuntert mich auch zu sagen: »Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast.« (Ps 139,14a)